Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

215 (16.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Preißelbeerernte im Schwarzwald

Von J. Cahnmann (Karlsruhe).

Unter den Wildbeeren des Spätsommers nimmt im Schwarzwald die Preißelbeere fraglos eine überragende Stellung ein. Von Jahr zu Jahr mehr geschätzt wird diese Edelbeere, die in unseren heimischen Gebirgsgefilden bis zu den Gipfel- und Kammhöhen gut zu gedeihen pflegt.

Wenn auch jetzt die Natur noch in voller Sommerpracht prangt, wenn auch Baum und Strauch noch in ungelichteter, sommerlich grüner Blätterlast stehen: die reife, purpurne Frucht am sonnendürren Boden läßt doch schon den nahen Herbst ahnen. Es ist ein eigener, würziger Duft, der über Wald, Halde und Heide liegt, wenn zwischen den trockenen Tannennadeln oder der rosigen Heidekrautblüte oder den erdbraunen, kargen Berggräsern die Preißelbeeren ihre verlockend rote Köpfchen hervorstrecken, umgeben von einem kräftig-grünen, kleinblättrigen Laubwerk. Im Gebirgsvolk herrscht der Aberglaube, daß, wenn auf den Höhen die Preißelbeeren — sie blühen im Alpenland bis zu 3000 Meter — recht üppig gediehen, in den Tälern dafür die Obsternte umso schlechter wird. Im Gegensatz hierzu hat man jedoch die Beobachtung gemacht, daß schlechte Obstjahre gewöhnlich auch schlechte Preißelbeerjahre sind; denn ebensowenig wie die anderen Früchte, kann auch die Preißelbeere allzuscharfe Witterungsextreme vertragen. Immerhin gehört sie zu den Wildbeeren, die an den Boden, wo sie gedeiht, keine allzugroßen Ansprüche stellt.

Soweit man bis heute aus den Gebirgs- und Waldgegenden vernimmt, kann man mit den Erträgnissen der diesjährigen Preißelbeerernte, die soeben begonnen hat, verhältnismäßig zufrieden sein. Überhaupt tragen die Hochforsten und Gebirgshalden nicht entfernt die Mengen Preißelbeeren, wie Heidelbeeren, von denen es im Schwarzwald ja förmliche Plantagen gibt. In kleinen, niedlichen Büschen zusammenstehend, gedeiht die der Blaubeere gegenüber doch ziemlich edlere Preißelbeere in wesentlich rarer Weise. Die Spätlese zieht sich bis in den späten September hinein.

Als bevorzugtes Erntegebiet für die Preißelbeere gelten alle weniger überlaufene hochgelegenen und reichlich sonnenbeschienenen Matten, Weidenhalden und Fluren des oberen Schwarzwaldes. In Regionen zwischen 1000 und 1400 Meter Meereshöhe trifft man die Preißelbeere an geschützten, vielfach von Hochwaldungen umsäumten sonnigen Berghängen relativ häufig. Man behauptet, daß die Beere um so schmackhafter sei, in je höheren Zonen sie reift. Auf den vielen Quadratkilometern sich ausgehnenden Bergmassiven am Feldberg, Belchen, Stübenwasen, Schauinsland, vor allem am Herzogenhorn, Spießhorn, Blößling, Hochkopf und Silberberg, dann auch im Hochgebiet des Kandel und den umliegenden Berggruppen, drüben im Schönwalder und Schonacher Höhengebiet, endlich droben, auf den steilen, sonnenbestrahlten Bergzügen der Hornisgrinde, des Kniebis, Schliffkopfes und angrenzenden Hochforsten finden sich zahlreiche Stellen, innerhalb welcher die Beerensammler lohnende Ernte halten können. Augenblicklich ist man dort vielfach mit der Nachlese der Blaubeere beschäftigt; denn in der Regel sollen die Preißelbeeren nicht vor Septemberbeginn gepflückt werden. Allerdings wird ein solcher Termin nicht immer gewissenhaft eingehalten. Wo die Preißelbeeren in verlockend roter Frische zwischen dem niederen Berggrase als vollreife Früchte erscheinen, da haben sich denn auch alsogleich Beerensammler in Scharen eingefunden, wetteifernd in der nicht wenig anstrengenden Pflückarbeit, um des Abends mit gefüllten Geschirren talwärts zu ziehen. Teils werden dann die gesammelten, durchweg einen äußerlich überaus trockenen Eindruck machenden Früchte selbst von den Sammlern „eingeweckt", teils auf den Märkten der Städte und Dörfer feilgeboten, wo sie in der Regel schnellen Absatz finden.

Die Preißelbeere erfreut sich von allen Waldbeeren einer ganz besonderen Beliebtheit. Ihr angenehm säuerlicher Geschmack, der auf den reichlichen Gehalt von Zitronensäure zurückzuführen ist, wird sehr geschätzt und die Frucht selbst eignet sich ganz vorzüglich zum Einmachen. Ein übrigens noch immer recht verkannter Teil der Preißelbeerpflanze besteht in ihren Blättern. Wer früher durch Rußland reiste, konnte, namentlich in der Nähe der asiatischen Grenze, in den Güterlagern der Bahnhöfe häufig massenhaft große Säcke sehen, die alle bis obenauf mit Preißelbeerblättern gefüllt waren und die Bestimmung hatten, an die Apotheken und Drogen des Reiches versandt zu werden, da sie als sehr begehrtes und altbekanntes Heilmittel gegen Rheumatismus viel verlangt wurden.

Der ansehnliche Gehalt der Blätter an heilkräftigen Substanzen macht sie denn tatsächlich auch wie geschaffen zu einem derartigen Medikament; allmählich erkennt man auch bei uns den Wert des Preißelbeerblättertees, der in den meisten Drogerien erhältlich ist. Am besten werden die Blätter im Spätherbst gesammelt, hernach im Zimmer getrocknet und dann in üblicher Weise zu Tee verwendet. Da die Natur mit den so nützlichen Blättern recht freigebig ist, kann der Versuch, sie auf ihre Heilwirkung hin zu prüfen, leicht zur Ausführung gebracht werden.

Unser mit Wald- und Wildbeeren aller Art und namentlich mit der edlen und köstlichen Preißelbeere reich bestandenes Schwarzwaldgebirge birgt so unerhebliche Werte und auch in diesem Jahre schwerer wirtschaftlicher Verhältnisse dürfte dieses Naturprodukt für Tausende eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle bilden.

Das Geld auf der Straße

Vor kurzem zirkulierte bei vielen Bankiers und Magnaten der Pelzindustrie ein Rundschreiben, in dem jemand die Finanzierung eines „wunderbaren Geschäftes" vorschlug, dessen Verwirklichung den Unternehmern in kurzer Zeit schwere Gelder einbringen sollte. Es handelte sich um die Gründung einer „Katzenzüchterei" in der Nähe des Pinnow-Sees mit einer Million Katzen Kapitalseinlage, die, nach genauer Rechnung, mit ökonomischer „Betriebsleistung" jährliche „Zinsen" von zwölf Millionen Katzen oder, noch genauer, durch Veräußerung der Katzenfelle an die Pelzindustrie ein tägliches Bruttoeinkommen von 40 000 ℳ, d. h. einen monatlichen Profit von rund 400 000 Mark bringen würde. Die Ungeheuerlichkeit des Geschäfts liege in einer einfachen Spekulation. Neben der Katzenzüchterei würde auch eine „Rattenzüchterei" mit mehreren Millionen Ratten eingerichtet werden, womit das ganze Ernährungsproblem auf die einfachste Weise gelöst wäre. „Denn" — wie der glückliche Besitzer dieses Tips am Schlusse des Rundschreibens wörtlich bemerkt — die Katzen werden die Ratten fressen, und die Ratten die Katzenkadaver, und wir werden die Felle haben."

Ich weiß nicht, ob sich der Finanzmann für dieses Unternehmen schon gefunden hat. Fest steht jedenfalls: die Idee des Einanderauffressens hat in ihrem Kern alles in sich, was als praktische Lösung des „perpetuum mobile" unter Umständen die langersehnte Triebkraft eines beispiellosen Geschäftes bedeuten könnte. Es wird ein Kulturhistoriker kommen, der diese Idee als grundlegend und symbolisch für unser Zeitalter erkennen wird. Er wird sagen: Nicht nur Katzen und Ratten, auch Menschen hätten am liebsten einander aufgefressen, um vorwärts zu kommen. Es wurde krampfhaft nach Geschäftsideen, nach Tips gejagt, die mit ihrer Neuheit einen schmerzlosen und raschen Aufstieg ermöglichen sollten.

An Ideen fehlt es freilich unserer Generation ganz besonders. Den meisten Sinn für Ideen beweist auch heute noch der Amerikaner. Er weiß: je einfacher eine Idee ist, und je weniger Kapitalsanlage sie benötigt, umso größere Chancen liegen in ihr. Die guten Ideen liegen sozusagen auf den Straßen herum. Tausendmal gehen wir an ihnen vorbei, ohne sie zu erblicken. Die „gute Idee" erfordert nur eine gewisse Technik, und indem man den einfachsten Gedanken der Welt mit einem Sprung ins Ungewöhnliche oder Groteske verlängert, stößt man auf den „guten Tip", der sehr oft ein Vermögen bedeutet. So lebte z. B. in Amerika ein Mann namens John Langseth, der plötzlich krank und arbeitslos wurde. Während dieser Zeit vernachlässigte er sich dermaßen, daß sein überaus starker Bart ins Ungeheure wuchs. Da kam er auf die „gute Idee". Er ernannte sich zum Bartchampion und war eine Zeitlang der Bestbezahlte unter den „Wundertieren" des Mr. Barnum. Sein Bart war noch kaum 17 Fuß lang, als er schon mehrere Millionen Dollar besaß und sich eine Farm kaufte, um sein Lebensende zu verschönern. Er trug seinen langen Bart noch aus Dankbarkeit und zu eigenem Vergnügen bis vor kurzem, als er in seinem 82. Lebensjahre verstarb.

Manchmal könnte man denken, mit der Verpflanzung von Nationalgepflogenheiten eins fremden Landes sein Glück zu machen. Aber was dem ungarischen Bauer Stefan Egyedi gelang, das gelingt nicht jedem. Nach dem Kriege machte sich der völlig mittellose Bauer auf den Weg nach Amerika. Außer seiner Schlauheit besaß er nichts mehr als ein Säckchen Mais. Nun war er da, in Neuyork! Auf dem Broadway packte er umständlich sein Säckchen aus. In einem kleinen Röstofen zündete er ein Feuer an. In ein großes Sieb warf er die trockenen Maiskörner und fing an, sie über dem Feuer zu rösten. So macht man das in Ungarn. Und wenn das Maiskorn geröstet ist, so springt die gelbe Schale auf, schwillt das weiche weiße Fleisch zu Nußgröße an, und husch, fliegt es hoch; es sieht dann aus wie ein Schneespringbrunnen. Es ist ungemein witzig, wenn man das noch nicht gesehen hat. Die guten Amerikaner blieben auch vor diesem Wunder Mr. Egyedis stehen und kauften dieses weiße Zeug, dessen Kauen, ähnlich dem der Körner der Sonnenblume oder des Kaugummis, besonders gegen Langeweile wirksam ist. Heute ist der Bauer ein vielfacher Millionär.

Denn nur in dem naiven Amerika ist es möglich, mit einem Trick Geld zu verdienen, mit dem sich Charles Thompson ein Vermögen verschaffte. Er ließ eines Tages ein Inserat folgenden Inhaltes in den Zeitungen erscheinen: „Wollen Sie reich werden? Schicken Sie mir einen Dollar, und ich verrate Ihnen das Geheimnis." Mehr als 60 000 Menschen fielen auf diesen geistreichen Gauner herein. In etwa zwei Wochen bekamen sie auf japanischem Büttenpapier gedruckt, in einem kurzen Satz das einfachste Rezept des Reichwerdens: „Machen Sie es so wie ich!"

Daß in dem rekordhungrigen Amerika die Sportleistungen zu den guten Verdienstmöglichkeiten gehören, ist auch leicht zu begreifen. Es gab eine Zeit, wo die sonderbarsten Rekordleistungen zu den einträglichsten Geschäften gehörten. Der erste Hungerkünstler, ein stellungsloser Wurstfabrikarbeiter, verdiente in einem Jahre mehrere Millionen Dollar. Ein anderer, ein Tänzer, suchte sein Glück mit dem Dauertanz zu machen; ein engagementsloser Schauspieler vollbrachte ein Sechstage-Rederennen. Auch diese Tips erwiesen sich als rentable Geschäfte. Natürlich waren das einmalige Geschäfte, für die das Interesse des Publikums bald abflaute. In Europa ist man inzwischen darauf erpicht, aus anderen Sportleistungen Geld zu schlagen. Die Ideen, zu Fuß, mit einem Roller, per Fahrrad oder Motorrad, mit einer wackligen Droschke, mit einem Seelenverkäufer, mit Flugzeug um die Welt zu kommen, zeigen, wie ideenarm unsere Zeit ist.

Es wäre ungerecht, große technische Erfindungen als Tips, die viel Geld einbrachten, zu verzeichnen. Denn der Begriff „Tip" schließt Ideen, die in sich einen konkreten, praktischen Wert darstellen, aus. Manche von ihnen, deren Verwertung ihren praktischen Wert tausendfach überstieg, deren Erfindung dabei auf einem einfachen, auf der Hand liegenden Gedanken beruht, wollen wir hier jedoch erwähnen. Denn daß der glückliche Erfinder einer ungewöhnlich einfachen technischen Spekulation, die den bekannten „Reißverschluß" zustande brachte, selbst nicht ahnte, daß daraus ein Millionengeschäft werden, und daß sie von der Damenhandtasche bis zu den Banktresors überall Verwendung finden würde, ist wohl sicher. Auch der mittellose deutsche Ingenieur Schifftan, dem der Gedanke aufging, statt monumentaler und kostspieliger Bauten bei Filmaufnahmen nur kleine Modelle zu verwenden, die durch Spiegelreflexe zu naturgetreuen Aufnahmen werden, war lange Zeit hindurch nur ganz allein von der Größe dieser Idee überzeugt. Jahre vergingen, bis die Idee durchdringen konnte und den Ingenieur Schüfftan zum Schluß doch zu einem steinreichen Manne machte.

Vor drei Jahren lungerte in den Straßen Budapests hungrig und beschäftigungslos ein junger ungarischer Student, namens Andreas Lovas, herum. Geschwächt durch das Hungern der letzten Tage, konnte er sich kaum noch weiterschleppen; seine Glieder waren schwer wie Blei, seine Bewegungen wie mit der Zeitlupe aufgenommen. Plötzlich erkannte er in einem Schaufenster das ungemein Groteske dieser Bewegungen und es kam ihm ein rettender Einfall. Er nahm einen Partner und arbeitete eine Varieténummer aus, die unter dem Namen „Die lebende Zeitlupe" sehr bald eine der komischsten und populärsten Artistennummern wurde. „Die 2 Caligaris" gehören heute zu den bestbezahlten Varieténummern Europas, und ihre tägliche Gage beträgt 500 bis 1000 Mark. Wirklich ein Tip, der ein Vermögen bringt.

Nikolaus Aranyosi.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Nack

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten)

„Eine aussichtslose Chose!", schnaufte Duprez, wütend, daß da ein hergelaufener Privatdetektiv in seinen, seinen Akten herumschnüffeln durfte. Und so was ließ der Präfekt zu, statt den Jüngling glatt an die Luft zu befördern. Empörend!

„Stecken Sie Ihre Nase da nicht hinein, junger Mann!", riet er in ironischem Wohlwollen, „Sie könnten sich blamieren und das wäre peinlich für einen so gefeierten Detektiv! Nicht jeder ist so glücklich, sich hübsch artig fangen zu lassen wie ihre Bankräuber! Wäre der Professor zu erwischen, so hätte ich ihn schon! Ich, Marcel Duprez!"

Moon nickte zerknirscht mit dem Kopfe. „Ich fürchte, daß Sie recht haben. Jedenfalls aber bin ich froh, nach Marseille gekommen zu sein, denn so hatte ich den Vorzug," er verneigte sich vor dem voluminösen Duprez, „einen der — der gewichtigsten Kriminalisten kennen zu lernen, gegen dessen Ausmaße ich ein elender Stümper bin!"

„Ich sehe, daß Sie gar nicht so dumm sind!", lobte der Inspektor, versöhnlicher gestimmt. „Drum folgen Sie mir und fahren Sie schnurstracks wieder nach Hause. Die Geschichte mit dem Professor ist undankbar. Was geschehen konnte, ist geschehen. Ich habe alles getan, um Perraud zu suchen!"

„Vorzüglich!", bekräftigte Moon. „Ich aber will ihn — finden!"

Seltsam — zur gleichen Zeit fast wie Duprez bekam auch Fabre Besuch; einen Besuch, den er nie und nimmer erwartet hätte. Wäre der König der Papuas oder der Dalai-Lama persönlich bei ihm erschienen — une bagatelle dagegen! — er hätte nicht erstaunter sein können.

Fassungslos starrte er auf die allerdings höchst sehenswerte Erscheinung, die da auf der Schwelle seines Büros stand.

Er faßte sich aber schnell und während tausenderlei Kombinationen sein Hirn durchkreuzten, machte er eine einladende Bewegung, die zum Näherkommen aufforderte.

Und die süße Kuh trippelte geziert heran. Sie führte die Sprachlosigkeit Fabres auf den tiefen Eindruck zurück, den ihr Reiz auf den Kommissar gemacht haben mußte.

Sie hatte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel angewandt, um sich so schön und interessant wie möglich herauszustaffieren, war aber gleichzeitig auch bestrebt, die Trauer zur Schau zu tragen, zu der sie sich als — als, sozusagen als Witwe verpflichtet fühlte.

„Lucienne Gautier", stellte sie sich vor und versuchte ihrem heiseren Krächzen einen melancholischen Timbre zu verleihen.

Fabre wies seiner Besucherin stumm Platz an. Er war äußerst gespannt, was sie ihm zu sagen hatte, wollte aber durch Fragen nichts verderben.

„Ich bin Künstlerin", begann Lucie, „Sängerin!" Sie hatte sich diese eindrucksvolle Einleitung sichtlich zurechtgelegt.

Fabre konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Sängerin — ach — und wo sind Sie engagiert?"

„Mon dieu", rasselte Lucie, „ich übe meinen Künstlerberuf nicht mehr aus. Meinem Freunde zuliebe habe ich ihn aufgegeben. Was tut man nicht alles aus Liebe! Eine Frau, die liebt, ist zu jedem Opfer fähig!", gestand sie und schlug die von Krähenfüßen hold umrahmten Augen nieder. „Das dumme Herz!" Sie fand diese poetische Bemerkung offenbar eminent geistreich und wirkungsvoll, denn sie wiederholte mit Nachdruck „das dumme Herz!"

Da Fabre das dumme Herz der süßen Kuh mit keinem Worte in Zweifel zu stellen wagte, war Lucie nach einer Kunstpause gezwungen weiterzusprechen.

„Ich bin gekommen, weil ich — es fällt mir riesig schwer — — ich weiß nicht, wie ich beginnen soll —."

Fabre brannte vor Neugier, war aber so herzlos, sie hilflos zappeln zu lassen.

„Wie Sie sehen, Monsieur Kommissar, bin ich in Trauer", krächzte sie endlich wieder und zeigte auf die groteske Maskerade, die sie sich aus einem Fahnenstoff zurechtgeschneidert haben mochte. „In tiefster Trauer!"

Fabre glaubte das auch an der verführerischen Spitzenwäsche — eigentlich Wäschespitze — erkannt zu haben, die vorwitzig aus Lucies Decolleté kroch.

„Mein Freund ist nicht mehr!", grunzte die süße Kuh melancholisch. „Ihn, der vor Gott mein Gatte war, hat Mörderhand hinweggerafft! — Ich Unglückselige!" Sie war unerhört stolz auf diese hochdramatische Phrase, die sie seit Tagen memoriert hatte.

„Mein Beileid", murmelte Fabre.

„Merci!", kam es elegisch zurück. Und dann: „Sein Blut soll gerächt werden! Sie, Herr Kommissar, müssen mir dabei helfen!"

„Zu Diensten! Aber — pardon — Sie haben mir noch gar nicht gesagt, wer Ihr Gatte war!?"

„Ach so —" Lucie räusperte sich anhaltend. Sie fühlte sich geniert, denn im nächsten Augenblick würde der gute Eindruck, den sie zweifellos auf den Kommissar gemacht, unweigerlich ins Wanken geraten. Der Name ihres Freundes war kaum geeignet, sich polizeiliche Achtung zu erringen. Aber es mußte sein.

„Louis Grard!", hauchte sie. „Er hatte seine kleinen Fehler — ich weiß, was Sie sagen wollen! Doch ich habe ihn eben geliebt!" entschuldigte sie sich. „Ich hätte ihn geliebt, auch wenn — auch wenn er Polizeipräsident gewesen wäre. Ja, ja. Das dumme Herz Herr Kommissar! Das dumme Herz!"

Fabre dachte an ein schlankes braunes Mädel und äußerte sich zum Thema Liebe abermals nicht.

Dafür vergaß er seinen Vorsatz, nichts zu fragen und stieß erregt hervor: „Sie glauben zu wissen, wer der Mörder ist?".

„Wie kann ich das sagen?! Mein Gewissen verbietet mir — eine so schwere Verdächtigung . . .!"

„Reden Sie — reden Sie!", Fabre konnte sich nicht mehr beherrschen.

„Ich bringe es kaum über die Lippen. Und Sie müssen mir schwören, mich nicht zu verraten!"

Es gab keinen Eid, den der Kommissar in diesem Augenblick nicht geleistet hätte. Er beteuerte also hoch und heilig, von Lucis Anschuldigung zu schweigen, wie das Grab.

Daraufhin erst fuhr seine Besucherin fort: „Es ist auch bloß so ein Gedanke — — Ob ers wirklich getan hat, weiß ich nicht — das müssen Sie dann herauskriegen, Herr Kommissar! Aber daß Jacques Randox dazu fähig ist, das weiß ich!"

Es war gesagt. Sie atmete auf. Und es blitzte gehässig in ihren Augen. Rache ist süß. Man verschmäht nicht ungestraft die Liebe einer Künstlerin! —

War es eine Falle? Ein Trick? Meinte es diese Person ehrlich mit der Anzeige?

„Wie kommen Sie zu dem Verdacht?"

Lucie tat schamhaft. „Jacques hat Louis gehaßt — oh sehr — weil er mich liebt!" Glaubhaft klang das nicht; aber schließlich: Die Geschmäcker sind veschieden! — „Er hat Louis schon früher einmal fast erdrosselt — ich sprang damals dazwischen, und jetzt hat er ihn eben doch ermordet! Gewiß!", sie schluchzte. „Und er war auch nachher gleich bei mir, wollte mich verführen! Mich, die treue Gattin seines Freundes, so ein Schwein! — Ich habe ihn natürlich hinausgeschmissen!", setzte sie rasch hinzu, um allene Zweifeln vorzubeugen, und dann schrie sie hysterisch auf: „Ich fühle es Jacques ist der Mörder!"

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg